

Nr. 208. **Bromberg, den 13. September 1929.**

Yussuf Khans Heirat.

Roman von **Frank Heller.**

(Deutscher Urheberrechtsschutz für Georg Müller, Verlag in München.)

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Herr van Schleeten begann sich verletzt zu fühlen. Er hatte augenblicklich selbst seine Sorgen und fand sie groß genug, um nicht noch mit denen anderer belastet zu werden. Er machte einen Schritt auf die Tür zu.

„Ich werde meine Instrumente wieder holen lassen," sagte er mit eiskalter Stimme, „gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, Herr Oberst, daß ich nicht —"

„Gut! Gut! Zum Teufel hinein!" rief der Oberst, aber hielt dann inne, von einem Gedanken gepackt. „Ja, richtig — es ist ja doch eine Möglichkeit, daß die Blindschleichen dort oben (offenbar Oberst Morrels Kosename für die Detektive) meinen schwarzen Ado — Se. Hoheit finden . . . Also arbeiten Sie nur nach Belieben, mein bester Herr van Schleeten, ganz nach Belieben. Dann erweisen Sie meinem schwar . . . Sr. Hoheit einen großen Dienst. Adieu!"

Der Oberst stürzte zur Türe hinaus und schlug sie mit einem Krach zu, der an einen Felssturz gemahnte. Der Direktor wendete sich mit einem entschuldigenden Lächeln Herrn van Schleeten zu.

„Der Oberst ist ein bißchen erregt," sagte er. „Nehmen Sie es nicht krumm, Herr van Schleeten, Sie wissen, ein alter Soldat . . . er hat es momentan nicht sehr angenehm."

„Das ist kein Grund, mich zu behandeln wie einen Kutscher, der falsch gefahren ist," sagte Herr van Schleeten mit gerunzelter Stirne. „Ein jeder hat seine Sorgen."

„Herr van Schleeten, Sie sind doch ein Weltmann. Beachten Sie den schlechten Humor eines alten Herrn nicht. Gestatten Sie mir, Sie in das Zimmer zu führen, das für Sie reserviert ist."

Noch etwas grollend wurde Herr van Schleeten in den Arbeitsraum geleitet. Der erste Anblick der märchenhaften Edelsteine war genug, um ihn sowohl den Obersten wie Mrs. Langtrey vergessen zu lassen. Er verbrachte eine Stunde damit, sie einen nach dem anderen zu bewundern; zwei damit, nachzudenken, wie er die Fassungen „ändern" sollte, damit sie nach dem Geschmack des Maharadscha ausfielen. Dann klingelte er und ließ sich ein leichtes Frühstück mit einer halben Chateau-Lafitte bringen und machte sich dann gegen zwei Uhr an die Arbeit. Er blieb bis sieben Uhr dabei und merkte kaum, wie die Zeit verflog, so hypnotisiert war er von den Steinen; was er hingegen, als er seine Instrumente weglegte, merkte, war, daß er eine Hilfskraft haben mußte, wenn er die Arbeit in annehmbarer Zeit fertigbringen sollte, ganz abgesehen von der nervösen Eile des Maharadschas. Gegen halb acht Uhr verließ er das Hotel.

Die schwarze Leibgarde hielt noch immer treue, stumme Wache vor den Türen des Arbeitsgemaches. Herr van Schleeten sprach sie im Vorüberstreifen auf englisch an, aber bekam keine Antwort. Offenbar verstanden sie nur ihre Muttersprache.

Unten auf der Straße angelangt, ging er anfangs halb abwesend durch das Menschengewühl. Der Septemberabend war etwas kühl, mit einem herbstlichen Ton in der Luft. Herr van Schleeten, dessen Kopf ganz von den wunderbaren Steinen erfüllt war, wurde sich erst nach einiger Zeit bewußt, daß er Hunger hatte.

Er ging in ein kleines französisch-italienisches Restaurant, an dessen Türe er gerade vorbeikam, setzte sich nieder, und wählte einige Gerichte à la carte und eine Halbe Kirwan-Cantenac. Er war zum Kompott nach dem Huhn gekommen, als er aufblickte und sah, daß Mrs. Langtrey an seinem Tische stand, allein, im Straßenkleid.

Herr van Schleeten flog in die Höhe.

„Sie!" rief er. „Sie!"

„Ja, ich . . ." murmelte sie. „Ah, daß ich Sie treffe! . . . Gott sei Dank! Gestatten Sie, daß ich mich niedersetze?"

Herr van Schleeten riß einen Stuhl unter dem Tisch mit einem Schwung hervor, als wollte er ihn als Wurfgeschoß verwenden und half ihr die Überkleider ablegen. Sie ließ sich nieder und blätterte zerstreut in dem Menü, das der französische Kellner sich beeilt hatte, ihr zu überreichen.

„Aber heute abend müssen Sie mir gestatten", sagte Herr von Schleeten hastig. „Geben Sie mir die Weinkarte, Kellner."

Sie nickte leicht und wählte ein paar Speisen. Herr van Schleeten, der die Champagnerliste durchforschte, bemerkte, daß sie auf französisch bestellte. Er war ein bißchen verwundert, und nachdem der Kellner verschwunden war, sagte er:

„Ich habe geglaubt, Sie waren nie in Frankreich, Mrs. Langtrey."

„In Frankreich?" wiederholte sie nach einem Augenblick. „Nein, warum denn? Ach so, weil ich Französisch spreche! Das tut doch jeder gebildete Mensch."

Herr van Schleeten beeilte sich, das einzuräumen.

Erst beim Dessert begannen sie von ihm und dem, was er vorhatte, zu sprechen. Die Zeit bis dahin war mit ihren Berichten über die Gründe ihrer überstürzten Abreise ausgefüllt gewesen, und Herrn van Schleetens Sympathieausbrüchen bei der Anhörung derselben. Es war dieser zudringliche Freier! Natürlich! Der brutale Egoist! (Herrn van Schleetens Generalurteil.) Der rücksichtslose Geselle. Ganz einfach telegraphieren: „Ich komme, erwarten Sie mich", und sich einbilden, daß alles in Ordnung ist! Daß die Heirat ohne weiteres stattfinden kann! Ach, was für verächtliche Typen es doch in der menschlichen Komödie gibt (Herr van Schleeten); Wie schwer das Leben für eine arme Frau ohne Freunde ist (Mrs. Langtrey); Aber schön für den, der einen einzigen guten Freund hat (Herr van Schleeten).

„Wollen Sie wirklich mein Freund sein?" murmelte sie.

Herr van Schleeten erklärte sich bereit, diese Rolle ohne alle Einschränkungen zu übernehmen.

„Mein wirklich guter Freund, nichts anderes?" setzte sie fort.

Herr van Schleeten ging auch darauf ein, allerdings nicht so eifrig wie auf das erste Programm. Aber er schenkte noch Champagner in ihr Glas, im Vertrauen auf gelben Wein, im Notfalle auf die Zukunft. Sie war ja Amerikanerin, und die Amerikanerinnen — man weiß schon. Ein bißchen Belagerung.

„Wie froh bin ich, daß ich Sie getroffen habe!" flüsterte sie und ließ, wie zerstreut, ihre kleinen Finger Herrn van Schleeteens etwas volle Hand streifen. „Nein, wie der Zufall einem manchmal helfen kann, wenn man es am schwersten hat. Wenn es nun der Zufall war!"

Herr van Schleeten sprach die feste Überzeugung aus, daß es die Vorsehung gewesen, und suchte die kleinen Finger zu erhaschen, die sich rasch aus seinem gierigen Griff retteten.

„Sprechen wir von Ihnen", unterbrach sie. „Was machen Sie denn jetzt? Sind Sie sehr beschäftigt?"

Herrn van Schleeten wandelte die Lust an, sich interessant zu machen und zu zeigen, was er alles konnte, dieselbe Lust, die der Grund ist, daß er und wir alle, dank unserem Stammvater, nicht mehr im Paradiese wohnhaft sind. Mit einer Beredsamkeit, die sie offenbar ganz und gar bestrickte, beschrieb er den Auftrag, den er vom Maharadscha empfangen, und wurde bei der Schilderung der Juwelen geradezu dramatisch. Plötzlich fiel sie ihm mit funkelnden Augen ins Wort:

„Ich muß sie sehen!" rief sie. „Ich liebe Juwelen! Über alles andere auf Erden."

„Über alles andere auf Erden?" wiederholte Herr van Schleeten enttäuscht. „Ich fürchte, das ist unmöglich, Mrs. Langtrey, es war schon indiskret von mir, Ihnen überhaupt davon zu sprechen."

„Mir! Haben Sie schon vergessen, daß Sie versprachen, mein Freund zu sein? Wenn es etwas auf Erden gibt, das mehr wert ist als Diamanten, ist es wahre Freundschaft. Und einem Freunde muß man seine intimsten Geheimnisse erzählen können, nicht wahr, Herr van Schleeten?"

Herr van Schleeten gab zu, daß sie recht hatte. Aber ihr die Juwelen zu zeigen —

„All right. Wir sprechen nicht mehr darüber," sagte sie, mit einem kleinen Unterton kühler Verwunderung in der Stimme, der Herrn van Schleeten einen Schauer über den Rücken jagte. „Sie brauchen sich wegen Ihrer Indiskretion keine Sorgen zu machen. Ich plaudere nichts aus."

Der rosige Wachskerzenschimmer über Herrn van Schleetens Zukunftsträumen zuckte bei ihrer kalten Stimme wie unter einem Luftzug. Er beeilte sich, einen stammelnden Satz zu beginnen:

„Mrs. Langtrey . . . liebste Freundin . . . sehen Sie . . . ja, was soll ich sagen? . . . Warten Sie, unterbrechen Sie mich nicht! Es gäbe ja eine Möglichkeit . . ."

Ihre Augen begannen ihn warm und strahlend anzusehen.

„Lassen Sie mich hören!" rief sie. „Sie sind ein Engel!"

Herr van Schleeten strich sich seinen gelbgrauen Schnurrbart.

„Es ist nämlich so" flüsterte er, „daß ich bei meiner Arbeit eine Hilfskraft brauche, das habe ich heute nachmittag konstatiert. Und wenn — ja das heißt, dann müßten Sie aber Männerkleider anziehen — und das —"

„Männerkleider! Gott, wie lustig! Was Sie sich alles ausdenken können, lieber Freund! Sie sind ein Engel."

Herr van Schleeten begann seine Worte schon halb und halb zu bereuen.

„Aber das wäre doch eine schwierige Sache," sagte er zögernd. „Sie verstehen, wenn jemand im Hotel Sie erkennen sollte, dann wären sowohl Sie wie ich rettungslos kompromittiert."

„Aber wenn es dunkel wird," sagte sie. „In der Verkleidung bei elektrischem Licht wird man mich doch nicht erkennen. Wie lange arbeiten Sie denn dort?"

„So lange ich will," gestand Herr van Schleeten.

„Gott, da können Sie ja auch in der Nacht dort sein!"

„Das kann ich," räumte Herr van Schleeten ein.

„Aber dann komme ich eben bei Nacht," rief sie entzückt, ganz glücklich über diese einfache Lösung eines schwierigen Problems.

Herr van Schleeten erbebte innerlich. Wie wäre es mit einem kleinen Souper, nur von der Glut der wunderbaren Juwelen beleuchtet?

„Sie müßten abends kommen, gegen zehn Uhr," sagte er, „und ich müßte den Obersten vorbereiten, daß ich jemand zu meiner Hilfe mitbringe. Um diese Zeit sind die meisten Hotelgäste zu Bett oder im Theater."

Sie klatschte vor Entzücken in die Hände und drückte über den Tisch hinweg seine Hand.

„Gott, wie reizend! Das wird das Reizendste, was ich noch im Leben mitgemacht habe, und Ihnen habe ich es zu verdanken!"

„Aber," stammelte Herr van Schleeten wieder reuig und sich an diese letzte Chance festklammernd, „es steht eine schwarze Leibwache mit gezogenen Säbeln vor den Türen, und —"

„Das macht nichts," rief Mrs. Langtrey, „gar nichts, wenn ich weiß daß ich mit einem wirklichen Freund bin!"

Das Souper schloß in scharmanter Stimmung von seiten Mrs. Langtreys. Aber die Hoffnung, die Herr van Schleeten an den Champagner geknüpft, erfüllte sich nicht; trotz dieses gelben und verräterischen Trankes mußte er Mrs. Langtrey an der Türe eines Autos Adieu sagen (sie war in ein kleines Familienhotel irgendwo gezogen, sagte sie). Ein Druck ihrer weichen festen Hand und ein Blick durch den Schleier, versprachen immerhin deliziöse Möglichkeiten für die Zukunft, und während Herr van Schleeten heimwärts ging, gelang es ihm bald, sich selbst zu überzeugen, daß er ein verfluchter Kerl war und daß alles gut gehen würde. Morgen abend, im Zimmer des Maharadscha . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Meisterclown.

Skizze von Christel Broehl-Delhaes.

Die zweihundert nildampferweißen Wagen des Zirkus Hamunsen haben wieder einmal Aufstellung genommen. Aus Pfosten, Zeltbahnen, Latten, Zäunen und Eisenstangen wuchs fast über Nacht der Riesenbau der drei Manegen. Vor und in ihrem Wohnwagen proben die Artisten. Eine Tänzerin in kurzem Flitterrock schminkt sich zur ersten Probe. Luftakrobaten und Kraftmenschen üben.

Vinzenz geht allein mit müder, verkrümmter Gestalt durch diese Atmosphäre aller Weltteile. Er bleibt an den Tierkäfigen stehen und fühlt den heimwehkranken Blick gefangener Wüstentiere nach, die sich in künstlicher Hitze sonnen und den geliebten Himmel Asiens oder Afrikas vergessen sollen. Vinzenz sucht das Zelt indischer Schlangenbändiger auf, er plaudert mit den Kosaken, die teils melancholische Chöre singen, teils wie die Teufel an ihren wilden Pferdchen hängen. Equilibristen jonglieren mit schelmischer oder grotesk-ernster Sicherheit. Indianer, Chinesen, Japaner und Marokkaner proben neue Kriegs-, Schwerter-, Feuer- oder Messertänze. Urwaldschreie flackern auf. Elefanten trompeten, Hyänen kreischen. Und dazwischen wirbeln die Clowns, zwölf dumme Auguste in verrücktem Aufzug, bald hier, bald dort. Nicht jeden Morgen darf Vinzenz durch den Zirkus wandern, was er so gern tut; auch er hat Proben, bei denen allerdings sein Erscheinen durchaus nicht vermißt würde, denn er spielt die letzte Violine im Hausorchester Hamunsen, nur die letzte Violine, er geigt mit, weil er nichts anderes kann. Diesen Posten bekleidet wer, weil es erstens auch Geiger geben muß, die, weit entfernt von einer Prominenz, gemeinsam jene Gewalt eines Orchesters vermitteln, die wir verlangen, und weil es zweitens auch Verpflichtungen gibt, die Zirkusbesitzer verunglückten oder abgelehnten Nummern gegenüber haben. Zu ersteren gehört Vinzenz. Er ritt eines der rassigsten Pferde der Schau, er stand einmal hoch in der Gunst des Publikums. Im fünften Jahre seines Ruhms aber ereilte ihn das Schicksal Tausender in der bunten Flitterwelt des Zirkus: Er stürzte, behielt ein Hüftleiden und eine unschöne Veränderung seines Gesichts, er wurde unbrauchbar. War es nicht noch ein hoch anzurechnendes Ver-

dienst Hamunsens, daß er, der Gewaltige, sich höchstselbst herabließ, ein Ersatztalent bei Vinzenz zu suchen? Man fand keines. Man entdeckte eine gewisse Fertigkeit auf der Violine und steckte ihn ins Orchester. Nun hätte Vinzenz ja zufrieden sein können, und er war es im gewissen Sinne wohl auch. Niemand würde es verstanden haben, daß es dem letzten Geiger im Orchesterverschlag blau vor den Augen wurde, wenn der Beifallsjubel einer der gefeiertsten Nummern selbst den dröhnenden Tusch der Musik überbrauste, daß es ihn mit unheimlicher Gewalt dazu trieb, kopfüber von der Musikempore herab zu stürzen in den geliebten Sand der Manege, die ihm verloren gegangen war.

Seit zehn Jahren führt Vinzenz dieses Leben des letzten Künstlers im Zirkus Hamunsen. Zehn Jahre hat er vergeblich an einer Änderung seines Lebens gegrübelt. Seit heute ist das anders, seit drei Stunden, da Direktor Hamunsen die sechzehnhundert Mitglieder der Schau zur Generalversammlung befohlen. Hamunsen war von einer Studienreise zurückgekehrt. Er kam mit großen Eindrücken aus anderen Zelten, aus Varietees, aus Kabaretts, und begann daher, die immer gleich bleibende Komik seiner zwölf Clowns langweilig zu finden. Es mußte etwas Neues auf dem Gebiete der Komik gefunden werden. Also forderte Hamunsen seine zwölf humoristischen Trabanten zum Wettbewerb heraus um den Titel und die hochbezahlte Stellung des Meisterclowns. Das Publikum sollte um die Entscheidung ersucht werden. In der Zirkusdruckerei wurden die Anschlagplakate gedruckt. Noch feucht von Druckerschwärze klebten sie an den Zirkuszäunen, bald nachher auch vor einer vielköpfigen Schar Neugieriger an allen Litfaßsäulen der großen Stadt.

An diesem Tage schleicht Vinzenz noch müder und gebrochener als sonst zu seinem Dirigenten und läßt sich für den Abend krank schreiben. Niemand wird die einzelne Geige des letzten Musikers vermissen . . .

Siebentausend Besucher füllen sämtliche Sessel, Logen und Ränge der Zeltstadt, selbst auf den Gängen drängen sich Schaulustige heran. Von den Platzanweisern werden die vorgedruckten Abstimmungsformulare mit den Namen der zwölf Clowns verteilt. Wer den Sieg erhält, bekommt das übliche Kreuzchen hinter seinen Namen gesetzt.

Die Vorstellung beginnt. Alles Erdenkliche kühnster Phantasie spielt mit dem Leben um den Beifall sensationslüsterner Menge. Die Auguste haben sich angestrengt. Sie bauchreden, steppen und reiten grotesk auf Zwergeseln, sie versuchen sich mit unglaublicher Komik an akrobatischen Künsten, ahmen Seiltänzer nach, jonglieren zwerchfellerschütternd mit lebenden und toten Dingen, imitieren den Gesang des ersten Tenors. Sie sind gut, aber keiner ist der beste. Wenig Menschen erst setzten das vielversprechende Kreuzchen hinter einzelne Namen. Als der zwölfte Clown verschwunden ist, soll eine Pause eintreten. Aber unmittelbar hinter dem Abgehenden stürzt ein neuer August in die Manege. Er erhebt sich und steht still, glotzt mit großen, dummen Kinderaugen in die atemlose Stille. Der mächtige Oberkörper scheint kleine, kleine Beine in riesigen, großkarierten Hosen zu erdrücken. Viel zu lang hängt der eine Arm herab, aber der andere hält eine Geige an sich gepreßt wie ein Lumpenbub' sein hölzernes Steckenpferd. Die Bedienten wollen diesen Programmlosen entfernen. Er wehrt sich, und das Publikum, mißverstehend, protestiert heftig.

Was tut Clown dreizehn, daß die siebentausend Menschen weinen und lachen um diesen närrischen Menschen, der so wenig spricht und alle aus der Fassung bringt, der auf seiner Geige erst klimpert, dann spielt und schließlich wie ein Genie den Bogen führt? Tragik und Komik zugleich liegen in der exzentrischen Art dieses neuen Clown-Schauspielers, der nicht nur nebenbei so meisterhaft musiziert. Die Kritiker starren sich an, denn d a s haben sie noch nicht gesehen. —

Clown dreizehn taumelt, erschlagen von diesem unerwartet starken Beifall, hinter den abschließenden Vorhang. Er keucht. Könnte die Tünche seines Antlitzes noch eine Steigerung erfahren, so würde er vor Glück erblassen. Die Menschen im Zuschauerraum aber suchen die Stimmzettel ab, finden keinen Namen für ihr einheitliches Kreuz und toben empört: „Clown dreizehn! — Namen! — Namen! — Clown dreizehn!"

Und aus dem Rufen wird Dröhnen, Rasen, Trampeln. „Mensch!" reißt der Direktor eigenhändig den Clown von seinem Sitz, auf den der Erschöpfte gesunken ist. „Wer sind Sie? Sie sind ja eine Kanone! Eine ganz große; Sie sind engagiert! Was verlangen Sie?" Und dem Verlangen der Menge nachgebend: „Ihren Namen?!"

„Vinzenz!" röchelt der Meisterclown, während der Direktor ihn an den Händen wieder in die Manege hinaus zieht.

Sein Name fällt. Er wirkt neu und weckt keine Erinnerungen. Vinzenz, der berühmte Herrenreiter, ist vergessen. Vinzenz, der Meisterclown, lebt. Und nun weiß er mit einem Male, daß die Zeit des Darbens vorüber, daß er wieder in das Reich der Manege eingezogen ist, von einer Null zu einer großen Nummer hinaufgerückt, zu einem Namen, der in kurzer Zeit die Welt beherrscht: Vinzenz, der größte musikalische Exzentrik der Welt!

Eduard Mörike.

Von Dr. W. Fr. Stradeck.

Unverkennbar fließt heute durch breite Schichten unseres Volkes unter der dürftigen Oberfläche einer materialistischen Zeitströmung eine starke Sehnsucht nach Verinnerlichung des gesamten Lebensgefühls, ein qualvoll grüblerisches Ringen um letzte Erkenntnis. Gähnende Leere und Phantasielosigkeit heutiger Daseinsformen zwingen geradezu zur Einkehr in die Welt des Irrationalen, zur Mystik halbvergessener Traum- und Wunderländer. Irrlichter locken gar viele, aber die Wegweiser fehlen.

„Du bist Orplid, mein Land, das ferne leuchtet", klingen zarte, feingliedrige Verse E d u a r d M ö r i k e s an unser Ohr. Aus der Versenkung geruhsamer gemütvollerer Tage steigt plötzlich das ernste Antlitz eines Mannes auf, in dessen still verträumten Augen ein feines Leuchten glimmt. Wir fühlen trotz aller Andersartigkeit der Gegenwart: hier steht ein Wegbereiter. Kein Großer, aber ein Tiefbeseelter, Jahrzehnte lang auf dem deutschen Parnaß als Lyriker in die unmittelbare Nachbarschaft eines Goethe gestellt, soviel unter- wie überschätzt. Heute aber dürfen wir sagen: Hier haben wir einen unverfälschten Typus des deutschen Dichters schlechthin. Wir finden bei Mörike jene mimosenhafte Weltfremdheit gepaart mit unerschöpflicher Seelentiefe, die beide — früher wenigstens — Kennzeichen des deutschen Dichters waren. Nie werden ihm Leben und Dichtung zur Einheit. Erscheint sein künstlerisches Schaffen verklärt durch Schönheit eines olympisch heiteren Gemüts, wird die ihn umgebende Wirklichkeit zum Martyrium, zur Leidenskette plumper Sinnlosigkeit.

Bereits die Jugend Mörikes erscheint uns beschattet. Der vorzeitige Tod des Vaters zwängt schon den Knaben in ungewollte Bahnen. Zum Pfarrer bestimmt, erlebt er 1818 in der Uracher Klosterschule die überschwenglichkeit erster Jugendfreundschaften. Hartlaub wird ihm „Urfreund", mit dem frühreifen Waiblinger liest er Shakespeare, Jean Paul, Novalis und E. T. A. Hoffmann. Urachs herrliche Umgebung erschließt ihm bunte Wunder der Natur. Scheu und unbeholfen entstehen hier die ersten Verse. Im Herbst 1822 siedelt Mörike ins Tübinger Stift über, und schon im folgenden Jahre stempelt ihn ein unglückliches Liebeserleben vollends zum Dichter. Die ersten Früchte reifen: „Der letzte König von Orplid", „Feuerreiter", „Wintermorgen vor Sonnenaufgang." Acht wechselreiche Vikarsjahre folgen mit „Maler Nolten" als wertvollstem Niederschlag, der als nie vollendeter Lebensroman das Schicksal „Wilhelm Meisters" teilt.

Aber erst die Abgeschiedenheit seiner Pfarramtstätigkeit entlockt dem Dichter seine kostbarsten Schöpfungen in Form der gesammelten „Gedichte". Aus lauterem Naturempfinden geboren, spiegeln sie in feingeschliffener Sprache den Inhalt einer begnadeten Künstlerseele. An die herben, keuschen „Peregrina" und Naturgedichte aus der Tübinger Zeit („Frühling läßt sein blaues Band", „Der Himmel blau und Kinderrein" u. a.) reihen sich noch reifer und vergeistigter religiöse Offenbarungen. Dagegen stehen Mörikes Balladen und Romanzen zu offensichtlich im Zeichen einer romantischen Nachahmung, mit Ausnahme einiger schlicht volkstümlicher („Schön Rottraut", „Die Geister vom Mummelsee" u. a.). Im Jahre 1843 veranlaßt ein schweres Leiden den Dichter zur Aufgabe seiner Pfarre. In Mergentheim lernt er Margarete von Speeth kennen, deren Fraulichkeit ihn, den

Träumer, ganz gefangen nimmt. Erst nach siebenjähriger Wartezeit führt er sie endlich heim.

Nun folgen schaffensfrohe Jahre. Das prächtige „Stuttgarter Hutzelmännlein" und „Die Historie von der schönen Lau" werden beredte Zeugen seines jungen Glückes. 1856 erreicht Mörike mit seiner Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" den Gipfel seiner Erzählerkunst. Kurz darauf beginnt eine spürbare Lähmung seiner Kraft. Langsam erstarrt der Dichter zum Literaten. Auch sein häusliches Glück erlischt in dieser Zeit. Unerquicklicher Zwist vergällt ihm die letzten Lebensjahre. Am 4. Juni 1875 entwindet ihm der Tod die Feder.

Wer in den Schacht Mörike'scher Dichtkunst eindringt, hört alte Quellen rauschen. Aus drückender Enge führt bald der Pfad hinaus in sonnige Weiten. Gleich einer Fata Morgana erglänzt in unerreichbarer Ferne das Zauberland Orplid nur dem, der die große Sehnsucht kennt. Mörikes Bedeutung für die Gegenwart kann nicht klarer gekennzeichnet werden als durch einige treffliche Worte Fr. Th. Vischers, der dem Dichter noch über das Grab hinaus zurief: „Das wirkliche Leben braucht noch andere Kräfte, nüchterne, eiserne; auch das Reich der Muse verlangt andersgeartete als die deinen. Aber trotzdem können wir die Geister mit weichen Schwingen nicht missen, deren Träume zu alten Volksmythen und uralten Phantasien zurückführen, zur Lösung des Rätsels „Welt". Wir können sie nicht entbehren, damit nicht alles Staub, Qualm und Hitze sei und Marktgeschrei des Tages, damit noch sei eine Stille, ein Friede, eine Betrachtung, eine Sammlung und eine Einkehr in die eigene Brust."



Bunte Chronik



*** Zeppelin-Weltreise ohne Zwischenlandung?** Der „Matin" veröffentlicht ein Telegramm aus Newyork, daß in Newyork Gerüchte im Umlaufe sind, wonach die nächste Unternehmung des „Graf Zeppelin" eine Non-stop-Reise rund um die Erde sein soll. Dr. Eckener, der sich in Newyork aufhält, plane das System des Tankens in der Luft auch für den Zeppelin zu adoptieren, und hoffe, auf diese Weise die erste vollständige Umkreisung der Erde ohne Zwischenlandung vornehmen zu können. Die Dauer der Weltumkreisung sollte weniger als zwei Wochen betragen.

*

*** Flieger im Dienst der Polizei.** Aus Duisburg wird dem „Berl. Lokalanzeiger" am 9. September gemeldet: Mit Hilfe hiesiger Flieger ist es gelungen, einen Erpressungsversuch an dem Großindustriellen Generaldirektor Pattberg zu verhindern. Die Schuldigen hatten einen Käfig mit zwei Brieftauben vor das Haus des Generaldirektors gestellt und ihn in einem Drohbrief aufgefordert, durch diese Tauben 5000 Mark abzuschicken. Die Polizei erhielt durch den Bedrohten Kenntnis von der Erpressung und benachrichtigte den hiesigen Piloten Karl Bohnenkamp und seinen Beobachter Dr. Fisser. Beide stellten zunächst mehrere Versuche an, einer Brieftaube mit dem Flugzeug zu folgen. Die Schwierigkeit lag in der Beibehaltung der geringeren Schnelligkeit des Vogels und in der Notwendigkeit, das kleine Objekt im Auge zu behalten. Die Experimente gelangen jedoch. Daraufhin ließ man eine der Tauben der Erpresser los, die schnurstracks nach Hochheide bei Homberg flog. Die Flieger aber folgten und photographierten den Taubenschlag. Nun konnte die Kriminalpolizei rasch die Täter ermitteln und verhaften. Es waren zwei Bergleute aus Homberg und Moers.

*

*** Eine nasse Hochzeit.** Der Bürgermeister der südfranzösischen Hafenstadt Antibes hatte vor kurzer Zeit einen überraschenden Fall in seiner Praxis als Standesbeamter. In den Vormittagsstunden trat Hand in Hand ein Paar im Badeanzug, vor Nässe triefend, in das Amtszimmer und verlangte unter Hinweis darauf, daß sie seit sechs Monaten bereits sich in Frankreich aufhalten und in wenigen Tagen nach Amerika zurückzukehren beabsichtigen, die Vornahme einer sofortigen Trauung. Dem Paar folgte eine neugierige Zuschauermenge, die sich hauptsächlich aus Landsleuten des Brautpaares zusammensetzte. Mr. Maurice Chalome aus Detroit und Miß Hilda Herrlich aus Kansas City hatten sich beim Morgenbade im Golf von Antibes kennen gelernt und waren eine Zeitlang nebeneinander hergeschwommen. Schnell entschlossen waren sie sich darüber einig, daß sie ein Paar werden müßten. Der Maire von Antibes war im ersten Augenblick ganz konsterniert, aber da die vorgelegten Papiere in Ordnung waren und kein Gesetz existiert, das eine Trauung im Badekostüm untersagt, so nahm er die gesetzliche Zeremonie vor, machte jedoch das Paar auf das Unwürdige dieses Aufzuges aufmerksam. Die Hochzeitsgesellschaft begab sich sofort wieder ins Meer zurück, große Wasserlachen im Amtszimmer hinterlassend, zu deren Beseitigung sie namhafte Trinkgelder für die Amtsdiener stifteten. Das Ehepaar begann seine Hochzeitsreise mit einem Wettschwimmen und suchte dann die im Hafen liegende Jacht seines Freundes auf, wo das Hochzeitsfrühstück eingenommen wurde.

*

*** Ein eigenartiger Prozeß um ungelegte Eier.** Die Herren Richter in Toulouse brauchen sich nicht zu langweilen, denn für ihre Unterhaltung wird gesorgt. Seit Tagen haben sie sich mit einem Prozeß zu beschäftigen, in dem es sich im buchstäblichen Sinne um ungelegte Eier handelt. Das kam so: In einer kleinen französischen Stadt lebte ein Schmied, ein ehrwürdiger Handwerker, der vor allem auf Ordnung hält. Eines Tages kam ein elegantes Auto durch die Stadt gefahren. Das Unglück wollte, daß gerade in dem Augenblick, wo das Auto an der Schmiede des Maitre Simon — so heißt der gute Mann — vorbeifuhr, sein Huhn den Gedanken bekam, gegen das Auto zu fliegen! Das Huhn zertrümmerte eine Scheibe, und fiel sofort tot um. Der Schmied, den der Tod seines Huhnes schwer betroffen hatte, rannte dem Auto nach und brachte es zum Stehen. Er verlangte auf der Stelle einen Schadenersatz von 50 Frank. Der Inhaber des Autos erklärte sich auch bereit, zu bezahlen. Nur wollte er zuerst eine neue Scheibe einsetzen lassen und fuhr in die nächste Garage, um dort den Schaden zu heilen. Die neue Scheibe kostete 52 Frank. Jetzt verlangte der Autoinhaber einen Ausgleich. Es ergab sich, daß der Schmied noch 2 Frank zu bezahlen hatte, da sein Huhn die kostbare Scheibe zertrümmert hatte. Mit dieser Entscheidung wollte sich der brave Mann keineswegs zufrieden geben. Er verklagte den Autoinhaber und verlangte von ihm jetzt nicht mehr 50 Frank für sein teures Huhn, sondern einen Geldbetrag für alle Eier, die das Huhn, wäre es am Leben geblieben, gelegt hätte. Der Schmied taxierte den Schaden mit 150 Frank und hat geschworen, die Sache nicht eher ruhen zu lassen, bis ihm der Wert der ungelegten Eier zurückerstattet wird. Der Prozeß läuft bereits in der zweiten Instanz. Sowohl Richter wie Publikum amüsieren sich über die Erklärungen des guten Schmiedes. Wie wird nun der Prozeß enden?

*

*** Nur drei pro Mille Pariser Ehen sind glücklich.** Der Besucher von Paris, der abends in den Straßen der Weltstadt spazieren geht, kann merkwürdige Lichtreklamen zu sehen bekommen. In allen Farben leuchten folgende Verkündigungen: Sofortige Scheidung — Scheidung in kürzester Zeit — Scheidung auf Kredit — Scheidung auf Ratenzahlung. Nun haben diese Reklamen ein Mitglied der französischen Akademie, Prof. Jabot, zu einer statistischen Untersuchung inspiriert. Zwei Jahre lang hat der Gelehrte die Frage untersucht, wieviel Ehen eigentlich in Paris glücklich sind. Das Resultat dieser eigentümlichen Statistik liegt nun vor. 40 000 Ehen hat Professor Jabot eingehend studiert, wobei ihm die Ehepaare als Versuchsobjekte gedient haben. Von diesen Ehen sind 4175 im Laufe von 2 Jahren aufgelöst worden; 1135 Ehefrauen sind ihren Männern durchgebrannt, während 2347 Männer ihre Ehehälften böswillig verlassen haben; 1345 Ehepaare leben in offenem Kriegszustand; 275 Ehegatten haben im Ehekriege das Leben lassen müssen. Nur 127 Ehepaare können sich einigermaßen als glücklich bezeichnen. Wird das Resultat dieser Rundfrage nicht abschreckend wirken?

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.